

Vorwort

Unsere Geschichte hat uns viele Fragen aufgegeben. Fragen nach der Güte Gottes, nach unserem Weg, nach der Zukunft. Auf manche davon haben wir eine Antwort gefunden, andere sind offen geblieben. Wir wollen Sie einladen, an unseren Fragen, Kämpfen und Antworten teilzuhaben und mitzuerleben, wie wir hineingelebt sind in unsere Antworten. Das Zitat aus dem Römerbrief hat uns immer wieder Fragen aufgegeben – wie kann alles zum Besten dienen? Gibt es so etwas überhaupt, dass alles und wirklich alles zum Besten beitragen kann? Und was ist das Beste überhaupt? Wir können diese Fragen nicht beantworten, aber lernen sie zu lieben, mit dem Ungelösten Geduld zu haben und die Fragen zu leben.

1

Der Entschluss – Und dann sind wir eine glückliche Familie

Mai 2006 in der Toskana

BJÖRN

Der kleine grüne Polo fährt den weichen grünen Hügeln entgegen – Toskana, wir kommen. Diese Pfingstferien sind wirklich längst überfällig. Urlaub liegt nicht nur in der Luft, er ist zum Greifen nah – die Strecke wird immer schöner, zuerst die Schweiz mit ihren Gipfeln, dann Italien, das vor uns liegt wie eine einzige Möglichkeit – und Namen wie „Mailand“, „Parma“ und zum Schluss „Florenz“ kreieren Bilder von Schönheit, Geschichte und wunderbarem Essen. Die Feri-

enwohnung liegt auf einem der Hügel, mit Terrasse und Garten. Ruhe umgibt uns, der Schotter des Hofes knirscht unter unseren Schuhen, die abendliche Wärme empfängt uns, als wir aussteigen – endlich da. Das Zirpen von Grillen, ein majestätischer Sonnenuntergang und eine fertige Lasagne in unserem Ofen, zubereitet von unserer Vermieterin, lassen uns sofort ankommen. Der Himmel färbt sich dunkelrot und dann tiefblau, nachtblau, Sterne erscheinen und wir halten uns an den Händen und genießen den Moment.

MIRJA

Ich packe unsere Koffer aus und hänge die Sachen in den alten Kleiderschrank, in dem die nette Hauswirtin überall Lavendelsträuße verteilt hat. Endlich Urlaub, alle Erfahrungen der letzten Zeit, schwere Wochen voller Hoffen, Bangen und Verlieren, hinter uns lassen. Ich will nur noch vergessen und im Moment leben, mag nicht an morgen denken. Es macht mir Angst.

Wie gut so ein Urlaub da tut. Wir genießen jeden einzelnen Tag, das leckere italienische Essen, die Sonne, die Städte. Irgendwie hilft uns diese Auszeit, eine neue Perspektive für unser Leben zu finden. Der Alltag ist weit weg und alles scheint wieder möglich zu sein. Wir finden Zeit, uns Gedanken zu machen, Pläne zu schmieden, aber auch über die Erlebnisse der Vergangenheit zu sprechen.

BJÖRN

Und welche Landschaft könnte sich besser dafür eignen als die Toskana? Wir haben schon einmal auf diesem Anwesen Urlaub gemacht. Der Duft der Kräuter unter dem Fenster weckt herrliche Erinnerungen. Nach all

den Erfahrungen der letzten Monate ist unser Bedürfnis nach Urlaub und Erholung nie größer gewesen. Die Sterne des ersten Abends über uns, der Himmel ausgebreitet wie eine unendliche Decke, die Silhouette der sanften Hügel vor uns und das Gezirpe der Grillen bringen uns zum Weinen, Hoffen, Denken.

Von all den Erlebnissen bleibt mir eine Erinnerung an diesen Urlaub besonders im Gedächtnis haften, vielleicht, weil sich unser Leben darin widerspiegelt – bis heute: Die Wanderung.

Wir wollen eine kleine Wanderung durch die Hügel machen, nicht weit von unserem Haus entfernt. Vorsichtig wie wir sind, haben wir uns in der örtlichen Touristen-Information eine kleine Karte und eine Übersicht über die Wanderwege geholt. Nicht zu lange wollen wir durch die sanften Hügel gehen, vielleicht ein oder zwei Stunden. 5,7 Kilometer – das sieht doch gut aus. Also fahren wir an den wunderbar beschriebenen Anfangspunkt und wandern los, immer den Schildern nach.

Und wirklich, es hat etwas Besonderes, die Toskana weitab von Autostraßen zu entdecken. Wald, Flüsschen, Sonne, Felder, wieder Wald. Moment mal – wir sind doch den Schildern gefolgt, oder? Warum laufen wir dann immer noch? Nach fast drei Stunden sind wir uns sicher: Diese Wanderung wird länger dauern. Der Weg verschwindet plötzlich und wir stehen etwas verdattert auf einem der Hügel. Puh – guter Rat ist jetzt teuer. Wir tappeln weiter, biegen in den nächsten Feldweg ein, der in die richtige Richtung führen könnte. Dann doch wieder ein Schild. Glück gehabt! Wir machen Rast im Schatten. Mit Abenteuerlust im Herzen gehen wir weiter, immer den Berg hinauf, und

kommen zu dem Dorf, zu dem wir gehen wollten. Leider ist hier außer der schönen Aussicht nichts wirklich schön. Sei's drum, wir drehen um, schließlich haben wir unser Auto am Startpunkt stehen lassen. Zur Sicherheit gehen wir der Straße nach, nur um festzustellen, dass diese Straße an einem Privatgelände endet. Unser Blick fällt auf die deutliche Warnung, hier besser nicht einzutreten. Wir gehen einen ausgetrockneten Schlammfad entlang und versuchen wieder einmal die Orientierung zu gewinnen. Erfolglos. Ganz unten im Tal verliert sich der Weg in einem Sumpfgebiet. Wir haben keine andere Wahl, als durch diesen Morast zu waten, und dann steht da – mitten im Wasser – plötzlich ein weiteres Schild, das zum Startpunkt weist. Warum man es Wanderern so schwer macht, weiß ich nicht, nur langsam verlieren wir die Geduld. Immerhin sind wir jetzt schon fünf Stunden unterwegs und unsere Füße schmerzen. Aus dem Morast beginnen wir den Anstieg auf den Berg, hinter dem unser Auto stehen müsste. Plötzlich zerreißt ohrenbetäubender Lärm die friedliche Stille des Waldwegs, auf dem wir stehen: Eine Rennfahrergruppe auf ihren Cross-Motorrädern zieht an uns vorbei. Sie sind genauso erstaunt wie wir, uns auf ihrer Rennstrecke zu finden. Wir vermeiden Kollisionen und steigen weiter den Berg hinauf. Sechs Stunden – ich bin platt, Mirja ist platt – wir wollen nur noch nach Hause. Die Schilder scheinen jetzt hämisch zu grinsen und die Italiener, die uns begegnen, lachen uns aus. Das Wasser geht auch langsam zur Neige. Wir kommen an der Straße an, nur um festzustellen, dass wir jetzt auch noch weitere 3 Kilometer zu unserem Auto vor uns haben. Irgendwie schaffen wir auch diese noch.

Als wir dann hungrig, durstig und dennoch irgendwie glücklich zu Hause ankommen und unsere Schuhe betrachten, finden wir darin die Spuren unserer Reise. Wir hatten uns doch alles so anders vorgestellt: ein netter Spaziergang, ein paar Kilometer, nette Aussicht genießen. Wie hätten wir ahnen sollen, dass unser Weg länger sein würde? 22 Kilometer, so haben wir später festgestellt, sind wir durch die brennende Sonne, morastige Sumpflandschaften und die schönen, aber steilen Hügel gewandert. Wie oft hatten wir gehofft, bald angekommen zu sein?

Am Abend, in unserer schönen Wohnung, haben wir geduscht, gelacht und Witze gemacht – dabei sollte unser Weg bis zu unserem ersten Kind ähnlich unerwartet schwer, lang und anstrengend werden wie unsere Wanderung. Und die hinter uns liegenden Wochen, die Wochen, die wir nun zu vergessen versuchten, hatten bereits eine Ahnung davon anklingen lassen.

Rückblick

MIRJA

Ich dachte immer, eine Familie zu gründen sei das Natürlichste und Einfachste auf der Welt. Man heiratet, wird schwanger und bekommt seine zwei bis drei Kinder. Dies natürlich in dem Zeitplan, den man vorher selbst festgelegt hat. Als ich sechzehn war, glaubte ich noch, dass ich, genau wie meine Mutter, mit zwanzig oder einundzwanzig selbst Mutter sein würde. Mit einundzwanzig schaute ich in den Spiegel und musste feststellen, dass ich mich selbst noch wie ein Kind fühlte. Das änderte sich auch in den nächsten Jahren

nicht. Ich fühlte mich zu jung, wollte noch studieren, arbeiten, an meinem Leben basteln – wie so viele in meinem Umfeld. Familiengründung ist dank Medizin und Forschung planbar geworden. Ich bildete da keine Ausnahme. Und doch gab mir jede Freundin in meinem Umfeld, die schwanger wurde, einen Stich ins Herz. Ich konnte mich nicht mit ihnen freuen. Eigentlich wollte ich auch ein Kind, doch gleichzeitig traute ich mich nicht, diesen Schritt zu gehen.

Silvester 2005 besuchten uns liebe Freunde und verkündeten uns voller Stolz, dass auch sie bald Eltern würden. Natürlich, die auch. War ja klar. Wieder einmal nagte dieses Gefühl in mir. Ich will auch, aber ich habe Angst. Das war für mich, etwas später als für Björn, der Punkt, an dem ich beschloss, dass ich nun bereit war. Worauf wollte ich noch warten? Auf den perfekten Zeitpunkt? Gibt es den überhaupt? Vor meinem geistigen Auge war damit alles klar: Innerhalb der nächsten Monate plante ich schwanger zu werden und damit würde dann alles seinen Gang gehen.

BJÖRN

Für mich kam der Wunsch nach einer Familie, die Sicherheit, schon einige Monate früher, auf einer Urlaubsreise nach Israel im Sommer 2005:

Der Frankfurter Flughafen steht nie still. Gefühlte sechs Stunden vor dem normalen Aufstehen schließen wir unser Auto ab und machen uns auf den Weg. Wenn man vom Parkdeck aus zum Abflugterminal läuft, dann wird das anfänglich tröpfelnde Häufchen Leute erst zur Menge, dann zur Masse. Heute ist er, der große Tag, auf den wir lange gewartet haben: Wir fliegen. Gemeinsam. Nach Israel. Neben dem Land und

all den Stätten, von denen wir bisher nur gehört, sie aber noch nicht erlebt haben, ist ein Besuch bei Freunden das Spannendste auf dieser Reise. Mein Handy klingelt: „Wo seid ihr? Seid ihr schon am Terminal?“ Mirjas Eltern, unsere erfahrenen Israel-Reiseführer, haben Reisefieber. Wir noch mehr. Wir bahnen uns unseren Weg zum Schalter. Warten. Einchecken. Warten. Meine innere Spannung steigt. Warum eigentlich? Ich fliege nicht zum ersten Mal, und doch ist das, was für andere normal ist, für mich eine Besonderheit. Ich glaube, in einem Flugzeug bin ich mir meiner eigenen Endlichkeit bewusster. Der Kabinenboden unter mir gaukelt mir eine Sicherheit und Festigkeit vor, die es nicht mehr gibt, sobald das Flugzeug in der Luft ist. Unter diesem so unschuldig daliegenden Teppich liegt der freie Fall, also eigentlich nichts. Das Flugzeug nimmt seine Startposition ein. „Die meisten Flugzeugunglücke gibt es beim Start oder bei der Landung“, fällt mir eine jetzt nicht gerade hilfreiche Statistik ein. Donnernde Triebwerke. Wir heben ab. Das Einzige, was fällt, ist mein Magen und ich kaue heftig auf dem Kaugummi herum. Und dann ein Schönwetter-ah-und-oh-Flug. Die Alpen, Griechenland, das Mittelmeer, die Türkei – es gibt sogar einen Bordfilm (lustig, aber nicht eben anspruchsvoll).

Unser Landeanflug beginnt über dem Meer. Ich sehe noch keinen Meter Land, und trotzdem hat der Pilot das Ansnallzeichen eingeschaltet. Na klar. Tel Aviv liegt an der Küste. Trotzdem fühlt sich so ein Sinkflug über dem Meer seltsam an. Endlich – ein Strich am Horizont. Natürlich kommt da Tel Aviv. Und jetzt die Landung. Geschafft. War doch ganz einfach. Alles gut gegangen. Wer hat denn da Angst gehabt?

Bei unseren einheimischen Freunden erleben wir israelische Gastfreundschaft pur. Essen bis zum Platzen und immer mehrere Generationen an einem Tisch. Uroma schaukelt den jüngsten Urenkel auf den Knien, während die Enkel mit der Tochter das Essen vorbereiten. Das ist eine neue Erfahrung. Anlässlich des deutschen Besuchs feiern wir gemeinsam mit vier Generationen zusammen Shabbat. Der älteste Sohn rezitiert die Shabbat-Liturgie, seine Frau souffliert dem von der Arbeit müden Vorbeter, wenn er unsicher wird. Der Wein geht herum, vom ältesten zum jüngsten Mann, der in diesem Fall noch im Hochstuhl sitzt. Der Kleine darf nippen. Der Wein ist klebrig süß, aber nicht unpassend für diesen Anlass. Später, als wir versuchen, uns freundlich gegen gefühlte zwölf Gänge israelischen Festessens zu wehren, fragt die Uroma etwas erstaunt: „Wo sind denn eure Kinder?“ Wir schauen uns verblüfft an. Sie fragt nicht: „Habt ihr denn schon Kinder?“, sondern geht fest davon aus, dass wir eine Familie haben. Ihr Blick ist durchdringend, fast schon fordernd. „Wir haben noch keine Kinder!“, gebe ich ehrlicherweise mit leicht geröteten Wangen zu. „Keine Kinder?“ Ihr Blick wird etwas weicher, fast schon mitfühlend. Offensichtlich schließt sie daraus, dass es bei uns ungewollt noch nicht geklappt hat. Ihre einfache Lösung für unser Problem: „Na, dann versucht es doch mal hier, im Heiligen Land!“

Die Aufforderung (oder war es ein Befehl?) der israelischen Uroma lässt mich nicht kalt. Ich fühle mich bereit für Kinder, will nicht mehr nur darüber nachdenken, sondern diesen Abschnitt unseres gemeinsamen Lebens beginnen. Wann trifft man eine Entscheidung dafür, eine Familie zu gründen? Wann weiß man, dass

man Kinder haben möchte? Meine ist dort gefallen, zwischen Sabras (Kaktusfeigen = Kosename für die Israelis) und inmitten einer Shabbatfeier im nicht ganz so Heiligen Land. Die übrigen Tage dieses Urlaubs gehen viel zu schnell vorbei, fast wie im Rausch.

Ich erinnere mich an volles Leben, ungehindert und mit wenig Verantwortung. Einmal besuchen wir einen Wasserfall nördlich des Sees Genezareth und begegnen dort einer Familie orthodoxer Juden. Offensichtlich sind auch das mehrere Generationen, zumindest gibt es viele, viele, viele Kinder. Und wenn ich es recht gesehen habe, dann sind Mutter (evtl. ist es sogar die Großmutter, denn es gibt wirklich sehr viele kleine Kinder) und Töchter parallel schwanger. Wir stellen nachher fest, dass diese Großfamilie mit drei Fahrzeugen angereist ist: einem PKW, einem Kleinbus und einem Mini-Reisebus. So viele Kinder müssten es bei uns nicht unbedingt sein, aber die Vorstellung einer Familie wird immer präsenter in meinem Kopf. Vater werden. Irgendwie kann ich das Bild eines gütigen, graumelierten und dennoch jugendlich lächelnden Oberhauptes einer sich verzweigenden Großfamilie nicht abschütteln. Dieser fitte Opa hat ein sabberndes Enkelkind auf seinem Schoß und blickt dankbar und froh auf seine mittlerweile erwachsenen Kinder. Das ist sentimental und durch die rosa-rote Brille gesehen, aber doch auch eine schöne Vorstellung.

Der Rückflug bringt wenig Neues: Wieder muss ich meiner Angst begegnen und mit dem „Nichts“ unter meinen Füßen leben. Aber das fällt mir diesmal leichter. Zu Hause wartet etwas auf uns: eine neue Perspektive, ein verändertes Leben. Wenn ich gewusst hätte, wie sehr sich alles ändern würde, wäre meine Vorfreu-

de geringer gewesen. Somit ist es manchmal tatsächlich ein Segen, nicht zu wissen, was einen morgen erwartet.

MIRJA

Ich wurde schwanger – so wie ich es geplant hatte. Ich ging zu meiner Ärztin und diese bestätigte die Schwangerschaft. Doch sie betonte auch, dass das Kind, dessen Herzschlag ich voller Staunen auf dem Bildschirm bewundert hatte, zu klein für sein Alter sei. Das könne es noch aufholen, aber versprechen könne sie es mir nicht. Schon damals sprach sie von einer Fehlgeburt, aber das hörte ich nicht richtig. Ich war schwanger, und das war alles, was zählte. Ich malte mir in den rosigsten Tönen aus, was nun alles kommen würde. In meiner Vorstellung war ich das Szenario schon so oft durchgegangen: Babykleidung kaufen, Kinderwagen und Babybett aussuchen, Vorbereitungskurse besuchen. Ich sah mich vor meinem inneren Auge als strahlende Schwangere umherlaufen, eine Schwangere, die trotzdem noch ihren Job macht, den Haushalt schmeißt, Freunde bekocht, Leseevents im Café NUN plant und joggen geht. Schwangerschaft ist ja schließlich keine Krankheit, und alle, die sich in ihrer Schwangerschaft wie Kranke benehmen, habe ich immer ein wenig von oben herab belächelt und den Kopf über sie geschüttelt.

Ich war glücklich, ich war stolz – und dennoch hatte ich wieder diese Furcht, dieses flaue Gefühl im Bauch. Jetzt bist du schwanger, nun gibt es kein Zurück mehr. Eine Woche später sollte ich wieder zu meiner Ärztin zur Kontrolle kommen. Als sie einen Ultraschall machte, wurde sie sehr still und gleichzeitig hektisch. Sie fragte mich, ob wir nicht das letzte Mal schon einen

Herzschlag gesehen hätten, und da wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Sie erklärte mir, dass mein Kind wohl aufgehört habe zu leben, aber dass sie, bevor sie mir zu einer Ausschabung raten wolle, auf Nummer sicher gehen möchte, denn manchmal „versteckten“ sich die Kinder auch nur, sodass man nichts mehr sehen könne. Sie wolle das Wochenende abwarten und mich dann noch einmal untersuchen.

Ich fühlte mich wie benebelt, als ich die Praxis verließ. Es hatte so einfach, so gut begonnen. Und nun war alles ganz anders gekommen.

Die folgenden Tage versuchten Björn und ich zwischen Hoffen und Bangen so gut wie möglich hinter uns zu bringen. Wir fuhren nach Heidelberg und bummelten durch die Stadt, alles nur, um uns abzulenken und nicht ständig an unser Kind zu denken. Heidelberg ist eine so wunderschöne Stadt, aber diese Schönheit fiel uns an diesem Tag gar nicht auf. Irgendwie liefen wir ziellos durch die Straßen und fühlten uns verloren. Als wir in einem Café saßen, versuchten wir krampfhaft, unser Gespräch auf Dinge zu lenken, die nichts mit der Schwangerschaft zu tun hatten – und landeten doch immer bei genau diesem Thema. Etwas verstohlen, denn wir wollten nicht, dass andere mithörten, gingen wir zum hundertsten Mal alles durch. Gab es die Möglichkeit, dass das Kind doch noch lebte? Wir hatten ja schließlich von solchen Fällen gelesen, zwar nur im Internet, aber immerhin. Schließlich glaubten wir doch daran, dass Gott auch heute noch Wunder tun konnte. Für ihn wäre es ein Leichtes, dieses Kind leben zu lassen. Aber was, wenn es doch tot war? Und wenn Gott nicht vorhatte, ein Wunder zu vollbringen? Hatte ich vielleicht etwas falsch gemacht? Mich zu sehr